

五

BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Patrick Leigh Fermor

**Drei Briefe
aus den Anden**

Aus dem Englischen von
Manfred Allié

Büchergilde Gutenberg

Die Originalausgabe ›Three Letters from the Andes‹ erschien 1991
bei John Murray (Publishers) in London.

Im Text finden sich vereinzelt Begriffe und Formulierungen, die heute
zu Recht als abwertend betrachtet werden. In ihrer historischen Dimension
sind sie Teil des Werks von Patrick Leigh Fermor und des damaligen
Zeitgeschehens. Sie spiegeln jedoch keinesfalls die Haltung des Verlags.

Für Debo und Andrew

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg

Mit freundlicher Genehmigung
der Dörlemann Verlag AG, Zürich
Copyright © 2007 Dörlemann Verlag AG, Zürich

© dieser Ausgabe:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022
www.buechergilde.de

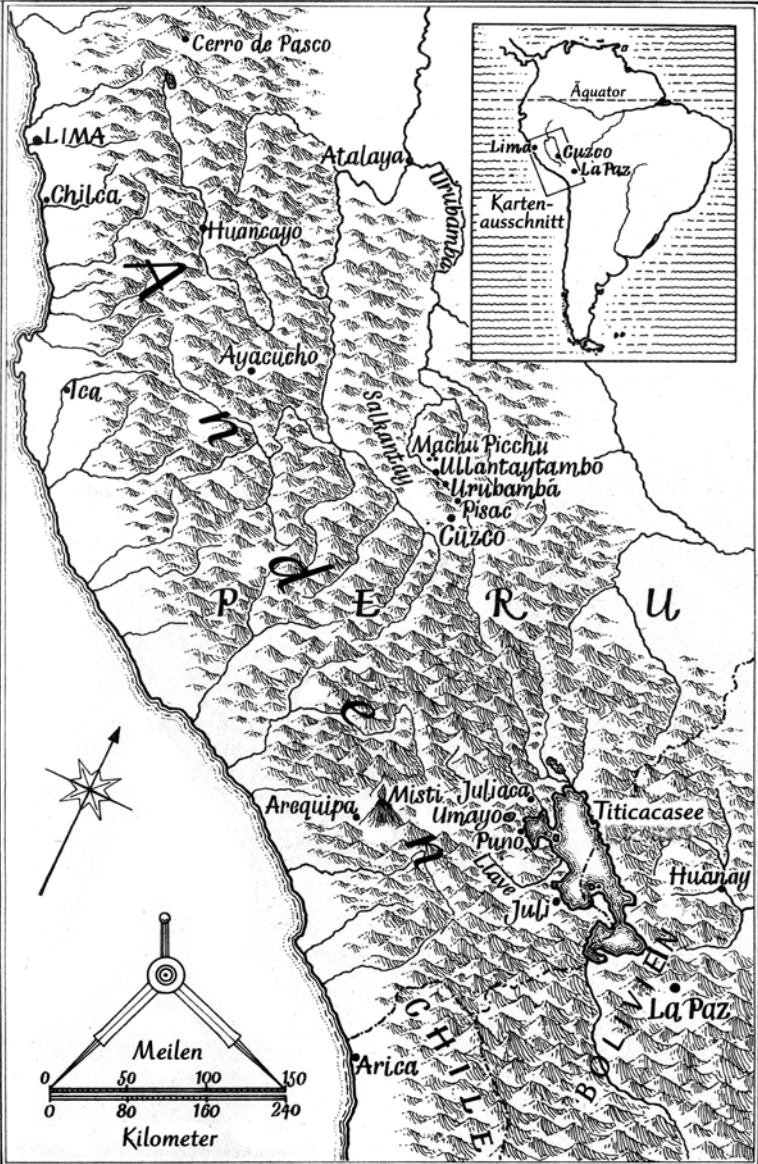
Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs Machu Picchu
© akg-images / Horizons (Ausschnitt)
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7632-7393-5

Notiz

Zunächst war dies ein privater Bericht über eine Andenreise, die Robin Fedden im Jahr 1971 organisierte und leitete. Da meine einzige Aufgabe darin bestand, den Spirituskocher in Gang zu halten, verfaßte ich vor Ort eine Beschreibung unserer Unternehmungen in Gestalt von drei langen Briefen an meine Frau Joan in Griechenland – wobei der letzte nie abgeschickt wurde, denn ich beendete ihn erst im Flugzeug kurz vor der Landung in England. Ich habe ein oder zwei unbedeutende Absätze herausgenommen, ein wenig erläutert, aber nicht viel, und es insgesamt geordnet, damit es ein präsentables Souvenir dieser Reise wird.

P.L.F.

Messenia, Griechenland, 1991



»Er hat einen schmalen Band über die
Elfenbeinschnitzereien der Hethiter verfaßt.«

»Bei den Hethitern gab es keine
Elfenbeinschnitzereien.«

»Deswegen ist der Band so schmal.«

Imaginary Conversations

Vorwort

von Julia Finkernagel

Eine gemeinsame Bergsteigertour mit Gleichgesinnten im südamerikanischen Hochgebirge klingt ja nicht nur unheimlich aufregend, sondern vor allem körperlich anstrengend. Sofort denke ich an: Rucksack schleppen, dicke Botten an den Füßen, endloses Bergaufstiefeln, dünne Luft, rasenden Puls, sengende Sonne, gleißende Schneefelder, tagtägliches Aus- und Einpacken der Ausrüstung. Viel schwitzen, nicht duschen, nachts frieren. (Ich war mal mit drei Freundinnen in Nepal, ich weiß das.) Es gibt diese Strapazen – und die entsprechenden Belohnungen dafür. Erinnern werden wir uns hinterher an beide Aspekte (und mit beiden geben wir mächtig an).

In Erwartung eines weiteren typischen Reiseberichts, der vor männlicher Verwegenheit strotzt und mich als zartes Wesen ein wenig mindergestählt fühlen lässt, hüpf mein Herz bei der Überraschung, die mir Patrick Leigh Fermor mit seinen drei Briefen aus den Anden bereitet: Was für eine vergnügliche Reise! Anstrengend, ja klar. Aufregend, aber bitte. Testosteronschwangere Angeber-Allüren? Irgendwie finde ich keine. Das ist alles wunderbar ehrlich.

Wie sympathisch mir die ganze Truppe schon nach kurzer Zeit ist! Der Schriftsteller Patrick Leigh Fermor und seine Mitreisenden brechen mit Unmengen an Gepäck auf, was ja gemeinhin als total uncool gilt – es sei

denn, man ist ein Filmteam oder eine echte Hochgebirgs-
expedition. Tatsächlich haben die sechs Verrückten Klammotten für alle sich möglicherweise bietenden gesellschaftlichen Anlässe dabei, dazu Kochgeschirr und, Achtung: vierzehn Flaschen Whisky! Wir reden nicht etwa von Mitbringsehn, sondern von Eigenbedarf. Es wandern mit dem briefeschreibenden Bergsteigerneuling: der britische Schriftsteller Robin Fedden und seine Frau Renée (beides erfahrene Kletterer), der schweizerische Juwelier Carl Natar, der Jurist und Anthropologe André Choremi aus Frankreich und der ebenfalls bergunerfahrene Herzog Andrew von Devonshire. Anderthalb Monate lang durchforsten Fermor und seine Reisegenossen die Anden, besuchen Orte meiner Träume (Machu Picchu, oh!) und machen weder einen Hehl aus ihrer mangelnden Bergfitness noch aus nicht vorhandener Abhärtung. Da bleibt mal einer zurück, um an seine Liebste zu schreiben (weswegen wir diesen großartigen Bericht heute überhaupt lesen können), ein anderer verzichtet auf den Aufstieg, weil er seine Langsamkeit der Gruppe nur sorgsam dosiert zumuten möchte (hätte ich mich das mal getraut). Männer: Ihr seid meine wahren Helden. Dank dieses Mutes von Patrick Leigh Fermor komme ich nun in den Genuss liebevoll geschilderter Beobachtungen und mir scheint, als wäre ich live dabei – weil er sich die Zeit genommen hat, alles so wunderbar poetisch und präzise niederzuschreiben.

Und so fühle ich mich willkommen in dieser Gruppe und bereise an Fermors Seite ein paar magische Flecken Erde in den Anden. Er nimmt mich mit durch die Städte, Dörfer, Landschaften, Gletscher, Flussbetten und Ebenen

der peruanischen Gebirgskette. Ich nehme an großen Dorfprozessionen teil, ebenso an den abendlichen Zusammenkünften im Küchenzelt und tipple der illustren Truppe hinterher, die zwischenzeitlich auf sechs Gringos, zwei Indios und acht Ponys angewachsen ist.

Patrick Leigh Fermor ist ein verdammt guter Typ. Seine Wahrnehmung umfasst feinste Details in Gehörtem, Gefühltem und Gesehenem. Selbst die (von *gewagt* bis *unglaublich mondän* variierende) Garderobe der ungleichen Bergsteigenden hält er für die Nachwelt fest. Das wachsende Gruppengefühl, die liebenswerten Eigenheiten seiner Mitreisenden, die entstehenden Insiderwitze – all das findet amüsant und selbstironisch in seine Briefe hinein.

Eines von Fermors Wörtern hat mich wiederholt angesteckt: *vergnügt*. Als das kleine Fohlen nicht mehr laufen mag und sich keinen Zentimeter vor oder zurück bewegt, legt es sich einer der beiden mitreisenden Indios in seinem Poncho um die Schultern und trägt es eben. Aber nicht einfach so: Er trägt es *vergnügt*. Nur eine der vielen kleinen liebevollen Beschreibungen, die diese drei Briefe aus den Anden so zauberhaft machen. Aber das ist nicht das Einzige, was ihn (und dadurch auch mich) so begeistert:

Die Landschaft!

Die Menschen!

Das Essen!

Ich flippe aus!

Was die Gruppe übrigens außerordentlich eint, machen wir uns mal nichts vor, ist die erwähnte gehörige Menge von konsumiertem Alkohol. Allein die Dekadenz, eine tägliche Ration von zwei doppelten Whiskys pro Person mitzunehmen (das sind vier Whiskys pro Abend!), finde ich so ungeheuerlich wie witzig. Man mag vom Hochprozentigen halten, was man möchte, aber hier trägt er mit Sicherheit dazu bei, die körperlich nicht ganz so ausgewogene Bergsteigertruppe am Abend zu harmonisieren. Und es hilft dem Individuum, seinen Humor zu behalten. Auch schon wieder sympathisch. Außer Whisky gibt es Pisco-Sour, Gin Tonic, Punsch und mittelguten Wein.

Da Patrick Leigh Fermor das alles ja *eigentlich* seiner Frau erzählt, ist das hier weder ein hochoffizielles Buchprojekt noch eine journalistische Reportage für ein großes Blatt, sondern ein höchst persönlicher und heiterer Einblick in eine sechswöchige Mission. Vielleicht entsteht gerade deshalb diese äußerst uneitle Intimität, die das Werk für mich bedeutsam macht. Sie ist jedenfalls der Grund, warum sich seine drei Schreiben von anderen Reiseberichten so charmant unterscheiden (und mich so begeistern). Fermor erzählt so persönlich und ohne Maske, dass auch ich plötzlich mit ihm verheiratet bin und ihm nahekommen darf.

Eine – ziemlich nette – Unglaubwürdigkeit ist mir allerdings aufgefallen: In den gesamten anderthalb Monaten gibt es eigentlich keinen einzigen Lagerkoller. Keine größeren Dispute zwischen Alphabergsteigern, nicht einmal allgemeine Gereiztheit oder passive Aggressivität. Alle haben sich irgendwie immer lieb. Könnte das am

Alkohol liegen? (Macht Whisky milde? Sollte ich das bei meiner nächsten Drehreise berücksichtigen?) Den einzigen amtlichen Ausraster – den ich aus Spoilergründen natürlich nicht verrate – finde ich unfassbar gewagt und amüsan. Vielleicht steckt hier dann doch eine Prise Lagerkoller drin.

Ich selbst identifiziere mich ja eher mit den Unsportlichen, die es auf jedem Treck geben muss, also mit dem Autor und Andrew. Möglicherweise ist mir dieser Reisebericht deshalb so sympathisch. Weil er nicht von einem Helden geschrieben ist, sondern von einem mittelfitten Träumer.

Und nun sind Sie dran. Auf in die Anden!

Drei Briefe aus den Anden

Erster Brief	15
Zweiter Brief	39
Dritter Brief	93
Register	157

Erster Brief

Cuzco, 3. August 1971

Endlich war der Morgen des Aufbruchs in Little Venice¹ gekommen, doch von dem bestellten Wagen keine Spur. Immer wieder wählten wir die Nummern der Taxifirmen, alle waren besetzt, in meiner Verzweiflung schleppte ich schon mein Gepäck an den Bordstein, und Patrick Kinross² stellte sich in seinem Morgenrock aus persischer Seide mitten auf die Warwick Avenue und winkte gebieterisch. Das machte Eindruck. Sofort hielt ein Taxi.

Ich hätte mir gar keine Sorgen machen müssen, denn es langte im selben Moment am Victoria Air Terminal an wie dasjenige von Andrew³, und wir waren die ersten. Er trug einen himbeerroten Pullover und weißen Sonnenhut, und beide hatten wir schon unsere klobigen Bergschuhe an und Eispickel wie Tomahawks in der Hand. Wir waren die beiden Anfänger, die schwachen Glieder in der Kette, und sehr darauf bedacht, einen guten Eindruck zu machen.

Die anderen trafen ein wenig später ein: Robin und Renée,⁴ dann André Choremi. Ein Vetter all der vielen

¹ London W2

² Lord Kinross, der Schriftsteller und Historiker

³ Der Herzog von Devonshire MC

⁴ Robin Fedden, Autor, Dichter, Reisender, stellvertretender Generaldirektor der Abteilung Historische Bauwerke beim National Trust, und seine Frau Renée. Die beiden waren die Leiter der Expedition.

Choremis in Griechenland und Ägypten, aber ich glaube, schon seit Delacroix' *Massaker von Chios* sind sie Franzosen. Er ist Jurist und Soziologe, lebt in der Provence und spricht perfekt Englisch. Wir hatten uns schon vor Ewigkeiten bei Julian Pitt-Rivers kennengelernt. Dann erschien Carl Natar; er ist Schweizer und spricht genauso perfekt Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch wie seine – märchenhaft rare – Muttersprache Rätoromanisch und kommt aus demselben Tal im Engadin wie Giacometti. Er ist ein großer Bergsteiger, ehemaliger Skiweltmeister, glaube ich; und dreißig Jahre lang war er Direktor der Londoner Filiale von Cartier. Und er hat einen eineiigen Zwilling Bruder. Der siebte in unserer Reisegesellschaft ist Myles Hildyard, ein Gutsherr aus Nottinghamshire. Er fährt nur mit bis nach Lima und bleibt dann bei seinem Bruder, dem Botschafter in Chile. Ein alter Bergfuchs, und es ist ein Jammer, daß er nicht mit uns in die Anden kommt. Prachtburschen allesamt. Unser Gepäck – Rucksäcke, Taschen mit Ausrüstung, Zelte und anderes Bergsteigergerät – türmte sich zu einer riesigen Pyramide in der Abflughalle.

Das Charterflugzeug war voll mit weiteren Mitgliedern der Anden-Gesellschaft, alle unterwegs zu südamerikanischen Gipfeln und bis zur Nasenspitze in Gepäck versunken; außerdem war eine kleine Gruppe Wissenschaftler mit dem Ziel Galapagos-Inseln dabei. Ich saß zwischen Renée und Myles, und wir plauderten und lasen und dösten und aßen – Mahlzeiten, Snacks, Kaffee, Drinks und Sandwiches kamen non-stop –, und mittlerweile zog unter uns das West Coun-

try dahin und dann der Atlantik. Myles hat bei der Schlacht um Kreta in einem Freiwilligenregiment gedient. Ich ließ mir erzählen, wie er in Gefangenschaft geriet und mit einheimischer Hilfe fliehen konnte, und mit einem kleinen Boot kam er schließlich nach Kleinasien und von da zurück zu seiner Einheit. Gegen Mittag – wir schienen kaum abgeflogen – landeten wir auf Bermuda und tranken einen Planter's Punch an der Flughafenbar; dann ging es weiter nach Antigua – Land des *Traveller's Tree*.¹ Im Norden konnte man gerade noch St. Kitts und die Inseln über dem Winde erkennen, im Süden die Umrisse von Guadeloupe und Dominica. Ein Motor war ausgefallen, und so saßen wir sechs Stunden lang fest, bis schließlich nach einem Dutzend von falschen Alarmen und Ein- und Ausstiegen eine Ersatzmaschine aus Trinidad kam. Nach Londoner Zeit war es inzwischen tiefe Nacht, aber hier erst früher Abend.

Als wir zur letzten Etappe nach Lima aufbrachen, war es dunkel geworden, und so sah ich nichts von den Inseln unter dem Winde, nichts vom Regenwald des Amazonas und von den Anden. Wir flogen mit der Nacht, und als wir schließlich in Lima die Gangway hinunterstolperten, waren wir fast vierundzwanzig Stunden unterwegs gewesen. Paß- und Devisenkontrolle zogen sich lange hin. Die verschlafenen Beamten, Halbindios mit ausdruckslosen Gesichtern, waren alles andere als flott; unsere Pässe schienen ihnen ein Rätsel, der von Andrew geradezu suspekt. Eine halbe

¹ Mein Bericht über eine Reise durch die Inselwelt der Karibik (erschienen 1950).

Stunde nach uns kam auch er durch die Schranke, »Es gibt Länder«, stöhnte er, »da hat man es leichter, wenn man ein Herzog ist. Peru ist keines davon.« Unsere Ausrüstung, als sie schließlich versammelt, gezählt, noch einmal gezählt und von vier ächzenden Peonen nach draußen befördert worden war, brauchte ein ganzes Taxi für sich. Wir folgten ihm in einem zweiten, hinaus in das dunkle, feuchte Lima, taumelten wir sieben Gespenster zu unseren Zimmern im Hotel Alcazar und schliefen auf der Stelle ein.

Es gab nur Doppelzimmer, und Andrew und ich teilten uns eines. Er ist weit ordentlicher als ich und ich nehme mir vor, mich zu bessern.

Ich kann nur staunen über Robins gleichmütige Art. Er läßt sich bei dieser ganzen Unternehmung durch nichts aus der Ruhe bringen – kein einziges Anzeichen von Aufregung, Ungeduld oder Anspannung. Die Parole heißt Erholung, und alles sprüht vor Witz und Charme.

Wir erwachten unter Scheppern von Märschen und Militärkapellen. Aus unzähligen Lautsprechern drangen ununterbrochen Ansprachen zum peruanischen Nationalfeiertag. (Eine Militärregierung ist am Ruder, linksgerichtet, aber der äußere Eindruck ist nicht anders als bei anderen Militärregimes.)

Wir sind mitten im südamerikanischen Winter gekommen, und es nieselt leicht. Bis auf etwa sechzig Tage im Jahr ist das Wetter in Lima trübe, der Himmel bedeckt von Wolken, Nebel, Gischt, die der Humboldtstrom unablässig landeinwärts treibt. Die Stadt

ist ein einziges Chaos, doch hie und da findet man zwischen den Hochhäusern noch hölzerne *miradores* und *rejas* und die Zuckerstangensäulen der Jesuiten und Heilige der Gegenreformation. Kreuzgänge, Kirchen, Kuppeln und Türme werden von den Neubauten verschluckt, aber sie zeigen noch, was für eine schöne Stadt es einmal gewesen sein muß. Zum Mittagessen waren wir in ein prächtiges Haus aus der spanischen Kolonialzeit eingeladen, bei Sr. und Sra. Porros, die wohlhabend, anglophil und lieb sind; dann trotteten wir durch die Gärten von Mr. Tweedie, einem großen Botaniker und Gärtner, der unzählige seltene Pflanzen aus aller Welt hier versammelt hat und in einem Haus voll mit Büchern und Bildern lebt. Wir waren immer noch benommen von der Nacht, und die meisten ließen das Abendessen ausfallen, alle außer Myles, André und mir. Abenteuerlich irrten wir durch das Gassengewirr auf der Suche nach einem Fischrestaurant namens El Pescador, wo wir Garnelen und *loup de mer* aßen; gleich nebenan lag ein gespenstisches und verlockendes spätviktorianisch-gotisches Schloß namens Castello Rospigliosi.

Wir standen um halb sechs morgens auf, fuhren zum Flughafen und kletterten in die kleine Maschine einer peruanischen Gesellschaft mit dem ominösen Namen Fawcett Line. Sie trug uns hinauf in den Nebel und an die Pazifikküste, eine lange Reihe steiler brauner Klippen hoch über den grauen Wellen. Wir tauchten in weiße Wolken ein, doch als die Maschine sich landeinwärts wandte und hinaufstieg in die Sonne, waren wir in einer anderen Welt. Die Ausläufer der

Anden schwammen unter uns wie Inseln in einem Ozean aus Wolken. Bald verbanden sich die Berge zu einem maulwurfsgrauen Massiv, und Flüsse aus Wolkensträngen durchzogen die Schluchten und hingen über den Abhängen wie gefrorene Wasserfälle. Dörfer und Felder und Weiden blieben hinter uns zurück. Menschenleere Hochebenen, auf denen Bergseen glitzerten, stiegen an zu schneeüberpuderten Kegelbergen, und bald türmte sich der Schnee an sämtlichen Südflanken (der Norden liegt hier im Süden, der Kompaß steht auf dem Kopf). Über der nächsten Wolken-schicht erhob sich eine Sierra aus Gipfeln und Tafelbergen, aus mächtigen Kaminen und Schluchten, in denen die Wolken schwebten wie Tennisbälle auf einer Schnur. In der Ferne ragte eine noch höhere Bergkette auf, und ein paarmal schimmerte jenes Wolkenmeer durch, das die westlichen Bergränder des Amazonasbeckens bedeckt. Irgendwann müssen wir eine Wasserscheide passiert haben, denn all die Bergbäche, die wir am Grund der tiefen Täler funkeln sahen, zeigten nun in eine andere Richtung. Eine Kette von Gletschern glitzerte, wand und bog sich zwischen kahlen Gipfeln, zu steil als daß der Schnee sich dort halten konnte, und fernen Kordilleren, die dunkel im blauen Dunst schwebten. Dann schraubte sich die Maschine wieder tiefer. Ein paar safrangelbe Felder tauchten auf und, als wir uns dem Boden näherten, Streifen von Ackerland, grobe Mauern, Gräben, Gehöfte, Kühe, Pappeln und schließlich die Kuppeln und Kirchtürme von Cuzco. Wir landeten auf einem kleinen Flugfeld, und überall waren Ketschua-Indianer.

Wir leiden alle unter Atemnot, Kopfschmerz quält uns, die Knie sind weich. Binnen einer einzigen Stunde sind wir von Meereshöhe auf 11000 Fuß gelangt. Diese Höhenkrankheit ist die Rache der Sonnenkinder an den Glaubensbrüdern der Konquistadoren. Wir schleppen uns durch die Straßen, mit Sonnenbrillen und breitkrempigen Hüten. Das Licht ist gleißend hell, die Schatten sind kühl, und bei Sonnenuntergang wird es eiskalt.

Das kleine Hotel Conquistador wird von einem dunkelhäutigen Mestizen betrieben, die Belegschaft besteht aus stämmigen, dunklen, lächelnden Ketschua-Indianern; die Fenster gehen auf den Markt, und die Marktlaute dringen zu uns herauf. Mitten über die Straße läuft eine Bahnlinie, und im Abendlicht schnauft und pufft ein Zug mit einer Dampflok vorbei wie in einem Wildwestfilm. Die Häuser in diesem Viertel sind niedrig und ärmlich, aus Lehm und Lehmziegeln gebaut, aber näher zum Stadtzentrum hin ragen spanische Bauten aus den megalithischen Mauern empor, Überbleibsel von Tempeln und Palästen der Inka. Es gibt zwei wunderbare Plazas, und ein gutes Dutzend Barockkirchen starrt nur so vor gewundenen Säulen, gesprengten Giebeln, Pyramiden und Obelisken. Fialenbesetzte Bögen überspannen die Straßen, und die Straßen selbst führen so steil bergauf wie Sprungbretter in den Himmel – oder sie enden an spektakulären Kirchen und steilen Berghängen. Die Stadt ist von den Bergen der Anden umgeben. Die erdbebengeplagten Paläste von Adligen und Erzbischöfen, die kunstvollen Schnitzereien, die weit über-

hängenden Traufen und die dünne Luft erinnern mich an Katmandu; die Mischung aus Elend und Pracht ist die gleiche wie dort, nur daß es hier Kirchen statt der Tempel gibt und Ketschua-Indianer statt Nepalesen und Tibetern, auch wenn die bronzefarbenen Gesichter sich ein wenig ähneln. Die Frauen tragen bunte Wolltücher und auf dem Rücken ihre Kinder im Bündel. Das lange, rabenschwarze Haar flechten sie zu Zöpfen, und gekrönt wird die Frisur von Bowler- oder hohen, weißen, ein wenig kegelförmigen Strohhüten, und sie sitzen am Bordstein, die Yamswurzeln, Kartoffeln, Gras (für die Tiere) und seltsamen Schoten, die sie feilbieten, zu Pyramiden aufgetürmt. Man sieht sie nie langsam gehen, sondern immer in einer Art Laufschrift, was diesen schmalen Gassen eine Atmosphäre hektischer Betriebsamkeit verleiht. Überall trotten weiße, zottige Hunde. Eine bemerkenswerte Stadt, und wir können es gar nicht abwarten, sie näher zu erforschen.

Um fünf Uhr gingen wir zu Bett, wachten gegen acht so weit auf, daß wir ein wenig Suppe essen konnten, legten uns um neun nach einem Schlummertrunk wieder zur Ruhe und schliefen, bis wir von allein aufwachten. Heute fühlen wir uns schon besser, aber bis wir uns an das Klima gewöhnt haben, wird es noch dauern. Selbst der kürzeste Spaziergang erschöpft einen: man bekommt keine Luft, das Herz schlägt wild, man ist schwindelig und benommen, und sich wieder aufzurichten, nachdem man sich einen Schuhriemen gebunden hat, ist eine Aufgabe für Herkules.

Außer Andrew und Carl fühlten wir uns alle noch reichlich angeschlagen, als wir zwischen den Inka-Megalithen umherstolperten und die Pracht der Kolonialpaläste und die weiten Räume der Jesuitenkirchen inspizierten. (Diese starren nur so vor Gold; Geißelung und Martyrium gibt es an jeder Ecke, und bevölkert sind sie von Jungfrauen gekleidet wie Maria Stuart in sternenübersäten schwarz-goldenen Roben, im blutenden Herzen ein Strahlenkranz aus Schwertern. Indiofrauen knien dort, den Bowler abgenommen, beinahe in Ekstase. Überall Gold und Blut.) Bei der Rückkehr sinken wir matt auf unsere Betten.

Vier Inka-Ruinen liegen verstreut in den Hügeln oberhalb von Cuzco, mit Ausblick aus luftiger Höhe über Berge und Schluchten mit plätschernden Bächlein und kleinen Lamaherden, die zwischen den mächtigen Mauern weiden. Die größte der Ruinen, Sacsayhuaman, zählt zu den eindrucksvollsten Befestigungswerken, die ich je gesehen habe. Die gewaltigen schrägen Zickzackwälle sind aus Granitblöcken gebaut, manche davon tonnenschwer. Einer davon ist zwanzig Fuß hoch und alle sind unregelmäßig geformt, doch so wunderbar eingepaßt, daß man (wie niemand versäumt zu sagen) nicht einmal eine Messerklinge dazwischenstecken könnte. Auch vieles in Cuzco selbst ist in diesem Zyklopenmaßstab gebaut; es hat immer noch den Grundriß, den die Stadt vor der Eroberung hatte, und in ganzen Straßenzügen reichen die abgeschrägten Blöcke bis in große Höhe, wo

dann geschickt eingefügtes spanisches Mauerwerk übernimmt.

Leider habe ich einen Ausflug nach Pisac verpaßt, sechzig Meilen von hier. (Ich bin hiergeblieben, um diese eiligen Zeilen zu Papier zu bringen, bevor ich alles vergesse.) Die anderen berichteten von solch monumentalen Ruinen, von so menschenleerer Hochlandschönheit, und schwärmen von den Farben der Kleider auf den Indiomärkten, daß ich vor Neid vergehe.

Die Lamas haben sämtliche Herzen erobert. Sie haben noch längere Wimpern als Robin. Was antwortet ein Lama, wenn man es auf spanisch fragt, wie es heißt?

¿Como se llama?

¡Llama!

Am 1. August waren wir in Machu Picchu, in der Hoffnung, daß wir unsere Gewöhnung an das Klima damit erleichtern, denn es liegt zweitausend Fuß tiefer als Cuzco, aber immer noch neuntausend über Meereshöhe. Der kleine Zug führte uns in einer Reihe von Spitzkehren gemächlich aus dem Becken von Cuzco in die Höhe, und dann verlief die Trasse geradewegs über eine Hochebene mit kärglicher Vegetation – kaum etwas außer dem allgegenwärtigen Eukalyptus und den Weidenbäumen entlang der vielen Bäche. Diese Ebene neigte sich schließlich zum Tal des Urubamba herab, und mit jeder Meile wurden die Pflanzen üppiger und vielfältiger. An die Stelle von Kandelaberkaktus, Yucca und Agaven tra-

ten Baumfarn, Helikonie, Flamboyants und Bäume mit großen malvenfarbenen Blüten; Brotfrucht und Papau folgten, dann mächtige Urwaldriesen wie im Dschungel von Petén, alle mit Parasiten besetzt und lianenumschlungen. Stufe um Stufe ging es durch die einheimische Flora hinab, die Szene wechselte in rascher Folge, bis wir schließlich in einen subtropischen Wald kamen, voller Bambus, Schachtelhalm, bunter Blumen, Schmetterlinge, Reiher, Wolken von Waldtauben und grüner Papageienschwärme, die zwischen den Blättern aufflogen. Und die ganze Zeit hüpfte und sprang der blaugrüne Urubamba (der in den Marañon fließt und mit diesem in den Amazonas) über tausende von hohen, weißen Henry-Moore-Felsen, die der Strom binnen Jahrtausenden glattgeschliffen hat. Manchmal konnte man zwischen den wuchernden Pflanzen noch die erhaltenen Uferbefestigungen der Inka sehen, manchmal erschienen in Lichtungen am Flußrand prähistorisch wirkende Dörfer aus Stein und Stroh, und die alte Inkastraße stieg steil hinauf in die Berge.

Am Bahnhof unterhalb von Machu Picchu saß eine hoch aufragende Gestalt mit eindrucksvollen Zügen, kahlgeschorenem Kopf und einem Gesicht von großer Güte. Die braune knielange Kutte war um die Taille gegürtet, und die blanken, stämmigen Beine steckten in Sandalen mit überkreuz geschnürten Riemen. Sein geflochtener Strohhut war eine Halbkugel, einen Armweit im Durchmesser, bemalt mit Reihen japanischer Schriftzeichen, und er trug einen langen, polierten Stab mit einem kunstvollen Silberemblem

am oberen Ende. Es war ein Zen-Mönch aus einem Kloster bei Yokohama, der fast ohne Gepäck auf einer einsamen Pilgerreise um die Welt war. Es war der achtfache Pfad, der ihn in die Anden gebracht hatte.

Ein Zickzackweg führte uns hinauf nach Machu Picchu. Der Ort steht auf einer Fels Spitze, die für Adler gemacht ist, durch einen Sattel mit einem anderen großen Gipfel verbunden, und er beherrscht ein Labyrinth von Schluchten und entsprechenden Zacken. Der Urumbaba strömt durch die Schlucht am Fuße, ein tiefer, tosender Abgrund, und sein Donnern dröhnt uns unablässig in den Ohren.

Am Abend, als die Touristen verschwunden waren, wanderten wir zwischen den Ruinen: ein stummer, geheimnisvoller Ort aus gigantischen, hermetisch eingepaßten Quadern, ein Vielfaches der Größe von Mykene und Tiryns. Die Höfe, Treppenaufgänge und Terrassen verjüngen sich in einer Geometrie der Stufen zu kleineren Parallelogrammen, auf denen Kammern, Opfersteine und Tempel errichtet sind. Höhepunkt ist eine Plattform, die einst als Sonnenuhr diente. Türen, Fenster und Nischen sind trapezförmig, das heißt gleichschenklige Dreiecke, auf halber Höhe abgeschnitten. Die Atmosphäre erinnert an Copán in Honduras, nur der Zierat fehlt, denn hier ist alles streng auf die Funktion ausgerichtet: ein verborgener Palast und eine Festung fern von spanischen Augen und Ohren, wo die Inka noch lange nach Ankunft der Konquistadoren weiterlebten; und erst vor sechzig Jahren entdeckt und der Vergessenheit des Waldes entrissen. Bei Sonnenuntergang gingen wir eine Weile auf der alten Inkastraße,